

Die ökumenische Bewegung in orthodoxer Sicht

Autor(en): **Timiádis, Emilianòs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1969)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-878685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die ökumenische Bewegung in orthodoxer Sicht¹

Die letzten Begegnungen des Oberhauptes der *Orthodoxie*, des Patriarchen Athenagóras, mit dem Papst, den Patriarchen von Serbien, Rumänien und Bulgarien, dem Weltkirchenrat und dem Erzbischof der anglikanischen Kirche dürfen nicht nur als formelle Höflichkeitsbesuche erklärt werden. Ihr Ziel war einerseits die Festigung der Beziehungen unter den Griechisch-Orthodoxen und andererseits die Förderung der Kirchenunion.

Wir sind geteilt in einem Augenblick, in dem die Menschheit eine tiefe Krise durchmacht, und die Wiedervereinigung aller Christen in der Welt, die Botschaft des Evangeliums in Afrika und Asien ist verhindert wegen unserer Spaltung. Es ist das Postulat der Zeit und der Wille Gottes und der Menschen, daß die Ursache unserer Teilung ausgelöscht wird und die Liebe wiederkehrt.

Um dies zu verwirklichen, benötigt Gott aber die Menschen. Er mobilisiert das Feuer und den Enthusiasmus der ehrfürchtigen und tapferen Seelen, um dieses große und schwierige Werk zu vollbringen. Wie können Haß, Feindschaft, Voreingenommenheit, Fanatismus von Jahrhunderten und Mißtrauen ausgelöscht werden? Ein Christentum ohne Liebe bedeutet Zusammenhanglosigkeit, ist undenkbar. Und deshalb gibt es jederzeit Pioniere der Versöhnung.

Das, was uns verbindet, ist so viel mehr als das, was uns trennt. Wir haben den gleichen Erlöser, das gleiche Evangelium, den gleichen Glauben. Es ist nicht richtig, daß wir unsere verschiedenartigen Gesichtspunkte so

¹ Der Verfasser, Metropolit Emilianòs Timiádis, ist Bischof von Calabria und ständiger Vertreter des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel beim Weltkirchenrat in Genf. Wir nahmen die Gelegenheit wahr, anlässlich der Vollversammlung des Weltkirchenrates in Uppsala 1968 seinen Beitrag zur Bewegung der Kirchenunion deutsch zu übersetzen, damit ein weiterer Kreis von Nicht-Orthodoxen verantwortlich und aus erster Hand über dieses aktuelle Thema orientiert wird. Die Orthodoxen Kirchen mit 161 Delegierten bildeten die stärkste Gruppe unter den 800 Delegierten in Uppsala (Lutheraner und Reformierte je 122 Delegierte). Insgesamt waren in Uppsala 19 Orthodoxe Kirchen mit einer Mitgliedschaft von ca. 200 Millionen vertreten, während 1948 bei der Gründung des Weltkirchenrates in Amsterdam 4 Orthodoxe Kirchen mit 13 Vertretern anwesend waren. Dabei hatte sich die als Auftakt zu Uppsala am 9.–14. Juli 1968 in Chambesy gehaltene Konferenz der Orthodoxen Kirchen auch intensiv für einen theologischen Dialog mit der Römisch-Katholischen und allen anderen Kirchen eingesetzt. *Panos Lamprosides*, Basel.

stark hervorheben und dabei so viele gemeinsame Punkte übersehen. Mit gutem Willen von allen Seiten, durch die Aufklärung der Gläubigen und mit der Hilfe Gottes wird es möglich sein, den Weg der Wahrheit zu finden, so daß die Kirche eine Herde werde, deren Hirt und Haupt Christus ist.

Die Reise des ökumenischen Patriarchen hatte also keinen touristischen Charakter. Zum ersten Male in der Geschichte stattet Seine Heiligkeit den andern Kirchen einen Besuch ab. Er ist der Träger der Versöhnungsbotschaft. Überall wird er mit allen Ehren empfangen, weil die Katholiken wie auch die Protestanten der Streitigkeiten überdrüssig sind und Durst haben nach Verbrüderung.

1.

Die *Kirchenunion* wird sicher viele Stadien durchmachen. Bestimmt wird sie nicht von einem Tag auf den andern erreicht. Es braucht Zeit und viel Arbeit seitens des Klerus und der Laien. Das Schisma hat auch stufenweise begonnen, und ohne Zweifel trugen sowohl theologische als auch nichttheologische Umstände dazu bei.

Unsere heutige Epoche verlangt eine Therapie des Übels. Wir sollen im Geiste der Liebe und des Schmerzes um den Skandal der Teilung unsere schon begonnenen Bemühungen, die zur Versöhnung führen, vereinigen. Die katholische Kirche hat schon einen mutigen Schritt unternommen. Mit dem Vatikanischen Konzil bemühte sie sich, neue Horizonte zu öffnen. Zum ersten Mal streckte sie den andern Kirchen mit viel Wärme eine versöhnende Hand entgegen und zeigte ihre Bereitschaft zur Mitarbeit. Zum ersten Mal hatten wir Orthodoxe das Privileg, im Konzil als Beobachter dabei sein zu dürfen und unsere Bemerkungen frei zum Ausdruck zu bringen. – Jedes Konzil engagiert uns alle für eine gemeinsame Aktion. Der Geist und die edlen Visionen des Vatikanischen Konzils müssen weitergeführt werden. Dies gilt auch für das kommende Panorthodoxe Konzil.

Wichtig ist es, die Situation objektiv zu studieren. Deshalb ist es notwendig, daß von allen Seiten gemeinsam der Versuch zur Entspannung unserer Beziehungen unternommen wird und die ursprünglichen Gründe der Spaltung bestimmt werden.

Die Unwissenheit beider Seiten über die theologische Evolution trug viel zu unserer Spaltung bei. Diese theologische Evolution ergab sich aus bestimmten historischen Notwendigkeiten und Umständen, wie z. B. der Isolierung der Kirchen, die aus politischen Gründen und wegen der Entfernung der Theologen im Osten und Westen entstand. Ferner kann man die

Ausdrucksschwierigkeiten erwähnen wie auch die Schwierigkeiten in der Interpretation der theologischen Begriffe. Denn es war schwer, im Latein die genauen griechischen Begriffe des orthodoxen Dogmas zu finden, falls sie überhaupt existierten. Dann gab es im Westen Einmischungen und Angriffe von weltlichen Mächten, Herrschern, Königen gegen den Papst. Der Papst war gezwungen, seinen Herrschaftsbereich auszudehnen. Seine Aufgabe bekam einen irdischen Charakter, und er verkörperte auch eine weltliche Macht. In diesem Licht muß das Primat studiert werden.

So machten die historischen Verhältnisse in Byzanz und das Leben unter dem türkischen Joch die orthodoxen Bischöfe zu Ethnarchen; eine Tatsache, die im Westen nicht begriffen wurde, die bis heute für die Nichtorthodoxen so fremd ist und sogar als Skandal angesehen wird.

Jede christliche Synode, welcher Konfession sie auch angehören mag, hat eine gesegnete Aufgabe, wenn sie sich bemüht, sich ihrer Epoche ebenbürtig zu zeigen. Sie soll in der Praxis beweisen, daß sie ihre Mentalität ändern kann, so daß ihre ökumenische Breite wie auch ihre guten Absichten nach allen Richtungen fühlbar werden.

Der schwierigste Kampf des Vatikanischen Konzils wie auch jedes Konzils bestand darin, herauszufinden, wie man diese schwankende, unruhige und gegen den Geist gerichtete Welt gewinnen kann. Diese beunruhigenden Symptome unserer Welt verstärken das, was in diesem Zusammenhang der dänische Philosoph Kierkegaard in bezug auf die Dekadenz unserer Zivilisation sagte: «Kann das Christentum nach all dem eigentlich noch irgendeinen Dienst erweisen?» Seine Frage ist nicht übertrieben, weil auch heute, wie damals, der Glaube von allen Seiten bekämpft wird, nicht nur von den ausgesprochen Gottlosen und Gottesleugnern, sondern meistens von den eigenen Kindern der Kirche, von uns selbst, die wir als Gläubige gelten. Unvorstellbar ist der Schaden und die Gleichgültigkeit. Gemeinsam haben wir die Probleme, gemeinsam sollen auch unsere Bemühungen sein.

Die panhumane Mitarbeit ist ein ethisches Postulat, und in dieser Hinsicht bedeutete die Begegnung der beiden Oberhäupter von Rom und Konstantinopel viel.

Der ökumenische Patriarch Athenagóras besuchte nach seiner Begegnung mit Papst Paul VI. in Rom den Sitz des Weltkirchenrates in Genf. Er wurde dort herzlich und mit Begeisterung empfangen. Der Generalsekretär des Weltkirchenrates hob bei diesem Anlaß den Beitrag des Patriarchats von Konstantinopel zur Bewegung der Kirchenunion hervor. Für die Protestanten bedeuten die Anwesenheit, der Beistand und die Anteilnahme der orthodoxen Kirche am Ökumenismus eine Notwendigkeit. Seine Heiligkeit der Patriarch Athenagóras machte in seiner Antwort darauf aufmerk-

sam, daß der Weltkirchenrat sich nicht auf den bis heute errungenen Erfolgen ausruhen solle, denn sonst bestehe die Gefahr, daß die Bewegung der Ökumene stagniere.

Jeder nimmt im Weltkirchenrat Rücksicht auf die Ansichten der andern. Es besteht kein Mißtrauen, und wir alle versuchen, uns über die Tradition und die Bräuche der andern zu informieren. Von besonderer Bedeutung ist die Anwesenheit der Orthodoxen Kirchen, denn ohne sie wäre keine ökumenische Bewegung denkbar gewesen. Dies wurde übrigens immer wieder sowohl vom früheren als auch vom jetzigen Generalsekretär des Weltkirchenrates betont. Die Anwesenheit der Orthodoxen Kirche im Weltkirchenrat darf jedoch nicht passiv und statisch sein. Die Vertreter der griechisch-orthodoxen Kirche sollen jedes Mal, wenn sie an einem Kongreß teilnehmen, den Geist und das Bekenntnis zur Tradition der früheren ökumenischen Synoden mit Liebe zum Ausdruck bringen.

Beim letzten Vatikanischen Konzil vertraten wir das Patriarchat von Konstantinopel, und es war das erste Mal in der Geschichte, daß Beobachter der orthodoxen Kirche an einem katholischen Konzil erschienen.

Nach dem Konzil von Florenz, 1439, existierte kein Kontakt mehr zwischen Rom und Konstantinopel. Es herrschen absolutes Schweigen, Kälte und Mißtrauen. Kein Versuch wird unternommen, diese Spaltung zu überbrücken, denn von beiden Seiten fehlt der gute Wille. Es folgt die Zeit der türkischen Unterjochung, welche noch mehr Dunkelheit bringt, und jede Kirche folgt ihrem eigenen Schicksal. Es wird in einem leidenschaftlichen Ton mit dem Degen der Theologie gefochten. Jede Kirche versucht, die öffentliche Meinung noch mehr zu vergiften und die vorhandenen Unterschiede noch mehr zu vergrößern. Es werden gegenseitig Verdammungen und Vorwürfe ausgetauscht. Zu selten erscheinen Werke, welche das Ziel haben, das zu betonen, was uns verbindet, anstatt das, was uns trennt.

Bei der Einladung zum 1. Vatikanischen Konzil, 1868, richtete der Papst Pius IX. an die griechisch-orthodoxe Kirche einen Brief, der unannehmbar war. In einem Ton des Hochmuts und der Überlegenheit gehalten, verursachte er nur Zorn. Der Papst verlangte eine Rückkehr, eine Unterwerfung und meinte, daß sich die orthodoxe Kirche in einem Irrtum befände. Dieser unglückliche Versuch trug dazu bei, daß kein Nichtkatholik am Konzil teilnahm.

Nach der Einladung des Vatikans zum 2. Konzil 1962–65 überlegte sich die griechisch-orthodoxe Kirche, ob sie Beobachter nach Rom senden sollte. Das ökumenische Patriarchat hat dann mit einer tapferen Initiative die anderen autokephalen Kirchen daran erinnert, daß in der heutigen Zeit vor allem die Liebe, die Vergebung,

das Vergessen der Vergangenheit in den Vordergrund gestellt und eine neue Periode brüderlicher Mitarbeit begonnen werden sollte.

Zu Beginn des Vatikanischen Konzils wurden Archimandriten als Beobachter des Patriarchats nach Rom gesandt. Um aber der vierten und letzten Periode des Vatikanischen Konzils mehr Bedeutung zu verleihen, wünschte der ökumenische Patriarch von Konstantinopel, daß zusätzlich noch ein Bischof daran teilnähme. Das ist ein Beweis dafür, wie sehr diese Wendung in der Mentalität der katholischen Kirche, die Weitsicht und der gute Wille, der Beitrag zum Dialog der Liebe, des Friedens und der Mitarbeit geschätzt wird. Wie befinden uns infolgedessen in einer neuen Periode der Beziehungen zwischen den beiden Kirchen. Als Beobachter nahmen wir ganz unverbindlich an den Verhandlungen des Konzils teil. Überdies wurden wir von Kardinälen und anderen Geistlichen zu einem Dialog eingeladen und um Kritik und Äußerung unserer Meinung gebeten.

2.

Dem Verhältnis der orthodoxen Kirche zu Rom wie auch zur *ökumenischen Bewegung* liegt ein Geist der Weitsicht und der Brüderlichkeit zugrunde.

Niemals blieb unsere Kirche im Laufe der Jahrhunderte den andern Kirchen gegenüber gleichgültig, nicht einmal den Mohammedanern gegenüber. Es genügt, wenn wir uns an die Versuche von Byzanz 1118 bis 1439 erinnern, den Zwist zu überbrücken und das Schisma mit dem Westen zu vermeiden. Aber auch nach dem Fall von Konstantinopel zögerte das ökumenische Patriarchat – wenn die Verhältnisse es erlaubten – nie, mit den Vertretern des Protestantismus in Kontakt zu kommen. In keinem Fall erscheint unsere Kirche isoliert und kühl.

Einen entschlossenen Vorstoß gab in unserem Jahrhundert die berühmte Botschaft des ökumenischen Stuhls von 1920, welche die andern Kirchen zu einer Annäherung und Verbindung aufrief, damit stufenweise die ersehnte Union der Kirchen ermöglicht werde. Seit damals ist die orthodoxe Kirche an jedem christlichen Kongreß anwesend. Sie gebraucht das Rednerpult dazu, um brüderlich und nicht polemisch über das Dogma der orthodoxen Kirche zu berichten und um jede Voreingenommenheit gegen uns aufzulösen. Zugleich gewinnen wir viel aus der Erfahrung und der praktischen Arbeit der andern.

Wenn man die Protokolle der verschiedenen Kirchensynoden liest, die 1948 in Amsterdam, 1954 in Evanston, 1961 in New Delhi, 1968 in Uppsala stattgefunden haben, dann wird man sehen, mit wieviel brüderlicher Liebe

die Vertreter der verschiedenen Konfessionen gemeinsame Themen, gemeinsame Sorgen, gemeinsame Probleme besprechen und wie sie sich bemühen, einen Weg gemeinsamen Marschierens zu finden. Noch nie hat sich eine Isolierungspolitik als nützlich erwiesen. Wir haben kein Recht, unsere geerbten Schätze nur für uns zu besitzen. Wir sind den andern die Wiederherstellung der Einheit schuldig, den andern, ob sie uns nah oder fern stehen.

Doch gab es einst und gibt es noch heute manche Leute, die im Blick auf die Nützlichkeit der Teilnahme unserer Kirche am Weltkirchenrat nicht gleicher Meinung sind. Sie denken, eine solche Teilnahme sei nachteilig und auch gefährlich. Wenn diese Anhänger einer Isolierung der orthodoxen Kirche ihre Zweifel äußern, erscheint ihre Zurückhaltung gegenüber der katholischen und protestantischen Kirche nicht ganz unbegründet. Sie sagen: «Alle, welche uns aufrichtig kennenzulernen und sich mit uns zu vereinigen wünschen, sind willkommen. Unsere Kirche mit all ihren Schätzen bleibt offen und zugänglich.» Ferner behaupten sie, daß die Früchte der Besprechungen auf ökumenischer Ebene unbedeutend und nicht die erwarteten seien.

Wohl kann man als Mensch solche und ähnliche Dinge behaupten. Es gibt aber auch die andere Seite: das Gebot Gottes. Auch *Christus* hat sich für die außerhalb Stehenden eingesetzt. Er hat für sie gebetet. Er sah, daß es notwendig war, daß auch die *Schafe*, die sich außerhalb der Herde befinden, *zurückkehren*. Daran hat er in den traurigsten Momenten seines Lebens auf Erden gedacht. Eine heilige Sehnsucht, die für uns alle lehrreich sein sollte.

Die ökumenische Bewegung stellt also zwei Aspekte dar, zwei Seiten, nicht als Gegensätze, sondern als Ergänzungen. Alle Zweifel und auch die Lösung des Dilemmas müssen in diesem Licht betrachtet werden. Wie kann jener, der zur orthodoxen Kirche gehört, welche die Erfüllung der Wahrheit trägt, zusammen mit Getrennten, deren Kirchenlehre so verschieden ist, beten und arbeiten?

Jesus hat die Antwort gegeben, indem er selber für die außerhalb Stehenden gebetet hat. Wenn wir nicht für die Union aller beten, dann sind wir nicht seine echten Jünger. Denn, während die Kirche auf Grund der heiligen Mysterien ihre Einheit bewahrt, da sie von Gott stammt, so ist sie in Wirklichkeit geteilt, weil sie aus Menschen besteht.

Diese Wirklichkeit sehen wir im kritischsten Augenblick des Lebens Christi, in seiner Passion. Die Einheit der Kirche befand sich

in Gefahr. Das spürte er, und er sah die Zukunft voraus. Er kannte ja genau den instabilen Charakter seiner Apostel: die Inkonsequenz des Judas, den Jähzorn des Petrus, das Mißtrauen des Thomas, die Geltungssucht der Söhne des Zebedäus. Deshalb war er bei ihnen, um sie zusammenzuhalten. Und er betete: «Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien gleich wie wir» (Joh. 17, 11). Wie ein Vater von vielen Kindern, der sich im Todeskampf befindet, Angst hat, daß seine Erben Streit bekommen, so ahnte Christus den Schaden, den die Menschen seinem Werk zufügen würden.

Kaum ging Christus aus dem irdischen Leben, so erschienen Pseudolehrer, welche irreführt wurden und die andern irreführten. Diese wurden nach dem Pfingstfest in alle Richtungen zerstreut und besuchten verschiedene Länder. Dort begegneten ihnen andere Welten und Kulturen. Es war daher unvermeidlich, daß sich Konflikte und Mißverständnisse ergaben.

Das bestätigt übrigens auch die Apostelgeschichte. Solange die erste Gemeinde ihren Sitz in Jerusalem hatte, in der Umgebung von Palästina, waren alle «wie ein Herz, und sie hatten alles gemeinsam». Als das Evangelium mit griechisch sprechenden Juden in Kontakt kam, entstanden die ersten Risse in der Einheit. Immer war es nötig, Zugeständnisse zu machen, um die Einheit wiederherzustellen. Nie war die Aufrechterhaltung der Kircheneinheit leicht. Solange die Einheit besteht, läuft sie Gefahr, wegen nichts in Stücke zu zerfallen, wegen menschlichen Hochmuts, menschlicher Arroganz, Herrschsucht, und Leidenschaft. Und wenn die Einheit einmal bricht, dann ist es schwer, sie wiederherzustellen.

Trotz alldem kann die Kirche angesichts dieser Zerstückelung nicht gleichgültig bleiben. Es ist die Pflicht der Kirche, ihre abgetrennten Glieder wieder zu vereinen. Dieses Werk der Vereinigung verlangt große Kunst, Geschick, viel Geduld und Nachsicht, unbegrenzte Liebe und Aufopferungsgeist. Darin liegt gerade die Aufgabe der sogenannten ökumenischen Bewegung. Deshalb durfte sich die orthodoxe Kirche auf Grund ihrer Natur nicht davon distanzieren. Sie beeilt sich, um bei der Wiedervereinigung ihrer Teile mitzuhelfen. Sie betet für die Einheit aller, aber sie arbeitet auch dafür.

In letzter Zeit gab es manche Konservative, welche sich gegen die Ökumene richteten und denen der Besuch des Patriarchen in Rom mißfiel. Sie beziehen sich auf die Kanones der Apostel 45, 46, 65 und diejenigen des Konzils von Laodizea 6, 9, 32, 33, 37 betreffend das Nichtzusammenbeten mit Andersgläubigen. – Welches ist der tiefste Sinn dieser Kanones? Es ist klar, daß sich das Verbot nicht auf ein Zusammenbeten oder eine Diskussion mit Andersgläubigen bezog, sondern nur auf einen Kontakt in bezug auf die

Mysterien. Daß die heiligen Kanones nicht den Kontakt mit Häretikern verbieten, sondern ihn im Gegenteil empfehlen, geht aus dem 99. Kanon des Konzils von Karthago hervor. Dieser lautet: «Jeder ist verpflichtet, die Führer der Donatisten aufzusuchen, mit ihnen zu diskutieren und eine Art Verbrüderung zu schaffen.»

Auch die Kirchenväter kamen übrigens – obwohl sie vom Dogma und der heiligen Tradition nichts opferten – den Schismatikern und den Anhängern von Irrlehren mit menschlicher Liebe entgegen. Sie wünschten, daß sich die Liebe und nicht der Fanatismus und der Haß durchsetzten. Sie wiederholten, daß Christus für uns alle gestorben ist. Der heilige Chrysostomus predigte: «Weil es einen Christus gibt, gibt es auch nur eine Wahrheit» (46. Predigt über Matth.).

Wir werden unsere Bande mit den andern Kirchen nicht abbrechen, indem wir ihnen Verachtung und Abneigung entgegenbringen. Das ist kein geeigneter Ausdruck für eine würdige Haltung. Alle Kirchenväter verurteilen eine solche Einstellung. Wir sollen unsere Brüder nicht verachten, weil sich ihre Vorfahren aus historischen Gründen von der «einen katholischen Kirche» entfernten, ein Schisma, eine Trennung, eine Tatsache, für die sie selber nicht verantwortlich waren. Wir dürfen sie weder beschimpfen noch verabscheuen. Aus der Einstellung unserer Kirchenväter und Theologen zeigt sich, daß eine Distanzierung, eine Isolierung von einem aufbauenden Dialog mit Andersgläubigen für das Gewissen der Kirche unannehmbar war. Dies wurde als nicht passend betrachtet zum Gebot der Liebe und der Sympathie zum Nächsten, der das Ebenbild Gottes ist.

Die Liebe Christi erinnert uns an die Pflicht, vom Rednerpult der Kongresse aus die unverfälschte Wahrheit zu bezeugen und nach allen Seiten zu betonen. Wir sollen mit den andern Kirchen an einer Lösung so vieler gemeinsamer Probleme mitarbeiten. Wir sollen vor allem immer wieder deutlich und vermehrt auf die Dinge hinweisen, die uns verbinden, anstatt auf jene, die uns trennen. Wir sollen die hermetisch verriegelten Tore der orthodoxen Burg öffnen und auf die Ebene des aufrichtigen ökumenischen Dialogs hinabsteigen, ausgerüstet wie Moses und in Übereinstimmung mit dem ökumenischen Geist der orthodoxen Theologie.

3.

Verschiedene Umstände brachten die Lehrer und Priester unserer Kirche im Laufe der Geschichte dazu, Beziehungen mit Nicht-orthodoxen anzuknüpfen. Sie blieben dabei dem Gedanken, eine isolierte Auffassung über den Glauben zu vertreten, fern und diskutierten in Frieden und Liebe mit Katholiken und Protestanten.

Die *Großzügigkeit*, das «weite Herz», wie es der Apostel Paulus in seinem 2. Kor. nennt, ist eine besondere Tugend der *Orthodoxie*. Die geographische Lage jener alten Sitze der sogenannten apostolischen Kirchen im Mittelmeerraum, der internationale Charakter der Kulturen, welche in jenen Wiegen entstanden, beeinflussten in nicht geringem Maße die Diskussionsmethode über Dogmen und inspirierten eine demokratische Atmosphäre und einen freien Dialog.

Man soll sich an den Predigten, die der Apostel Paulus in Athen hielt, ein Beispiel nehmen: Wie taktvoll leitet er doch sein Thema ein. Er schlägt nicht zu, er beleidigt nicht, er berührt ihre heidnischen Anschauungen nicht. Alles, was das Evangelium mit der alten Welt verbindet, betrachtet er als Inspiration Gottes. Dies allein genügt ihm, um seine Hörer auf dem Areopag zu loben. Er beharrt auf den gemeinsamen Punkten. Sie bilden den Ausgangspunkt, von welchem aus er zur Predigt über die Auferstehung gelangt. – Wir überspringen die Jahrhunderte. In Alexandrien vernichtet eine Epidemie die Bevölkerung. Die Opfer sind meistens Heiden. Trotzdem kommt ihnen der Bischof Dionysius mit einer großen Zahl von Priestern und Laien zu Hilfe. Er diskutiert mit ihnen ohne Haß und Fanatismus; die Liebe ist es, die den Ton angibt. – Wir kommen zu den Tagen von Genadios Scholarios, dem Patriarchen von Konstantinopel. Nach der Einnahme von Konstantinopel durch die Türken ist er der Meinung, daß die Aufgabe der Kirchen sich nicht auf die Orthodoxen beschränken dürfe. Mohammed, der Eroberer, verlangt von ihm einen kurzen Bericht über den Glauben. Viele Muselmanen führen mit ihm wiederholt theologische Gespräche, welche wiederum ohne Haß und Fanatismus stattfinden. Diese Einstellung soll man nicht der Tatsache zuschreiben, daß der Patriarch der Besiegte war und sich infolgedessen gezwungen fühlte, sich ruhig zu verhalten. Das freie Berichten über unsere geistigen Werte bildet ein charakteristisches Kennzeichen der Orthodoxie, noch konkreter der «Katholizität».

Was meinen wir, wenn wir uns zu unserer heiligen Kirche, «einer heiligen katholischen und apostolischen Kirche» bekennen? Nichts anderes, als daß die Kirche in bezug auf ihre Lehre nicht lokal und geographisch gebunden ist. Sie macht keine nationalen und keine rassischen Unterschiede. Sie arbeitet, um ihre Botschaft in der ganzen Welt zu verbreiten, mit Takt und Entgegenkommen, mit Me-

thode und mit einer Sprache, die dem Hörer angepaßt ist. Es ist keine Übertreibung, wenn wir die «Katholizität» der Kirche mit der Mittelbarkeit als identisch betrachten.

Wir alle murmeln doch von Kind an dieses «ich glaube an eine katholische Kirche». Und wenn die Umstände und unsere christlichen Brüder uns einladen, ihnen zu berichten, was wir glauben und wie dieser Glaube sich entfaltet, dann schließen wir trotzig Ohren und Mund. Man schreibt und anathematisiert. Es heißt, daß unsere Würde durch solche Besprechungen mit Nichtorthodoxen verletzt wird. Man stößt sich an einfachen Ausdrücken der Freundschaft. Man vergißt, daß es Zeit ist, das Eis der Ungewißheit auf beiden Seiten zu brechen. Auf welcher anderen Art wäre es möglich, die Nichtorthodoxen für uns zu gewinnen?

Es gab traurige Zeiten, in welchen eine bedeutungsvolle Arbeit zur Förderung der Beziehungen zu anderen Kirchen nicht erlaubt war. Man mußte abwarten, man mußte den Glauben bewahren und ihn verteidigen. Wenn auch damals die Rolle der Kirche tatsächlich diejenige eines Wächters vor bestehenden Gefahren war, so ist es heute nicht mehr richtig, nur diese eine Rolle hervorzuheben. Gewiß ist die Kirche auch Wächter. Sie ist aber zugleich Lehrer. Sie ist Amme und Mutter. Eine chronische Verteidigung, ein fortwährendes Sichwehren bedeutet eine mißglückte Verteidigung, ein Nichtbestehen von Leben.

Wir stehen noch immer unter dem Einfluß jener Phobie. Es gibt Leute, welche wollen, daß die Orthodoxie sich innerhalb einer Verteidigungszone bewegt und daß sie ohne Sauerstoff lebt, in einer dauernden Abwehr. Als ob es nicht andere dringendere Pflichten gäbe! Wir lenken die Aufmerksamkeit unseres Volkes auf nicht bestehende Feinde, indem wir ihre Macht vergrößern, selbst dort, wo sie nur mit Mühe und Not existieren. Das heutige religiöse Erwachen der Orthodoxie ist nicht nur eine Frucht der Verteidigung. Der zeitgenössische Aufbruch muß auf die Arbeit und die Aufklärung der Orthodoxen und der Andersgläubigen zurückgeführt werden, auf ein lebendiges Predigen, auf einen gemeinsamen Kreuzzug zur Übermittlung aller Wahrheiten als Lehre und auch als Erlebnis. Wehe uns, wenn es nicht so wäre.

Das ist eine bedeutungsvolle Lektion, welche uns die andern Pflichten der Kirche ins Bewußtsein ruft. Wir müssen dazu beitragen, daß auch diejenigen, welche sich der ökumenischen Bewegung angeschlossen haben, aber welche über uns nicht genug informiert sind, unsere Schätze kennenlernen. Denn leider waren wir selber dazu nicht genügend bereit.

Das unschätzbare Erbe unserer Kirchenväter wurde uns nicht anvertraut, um verborgen und begraben zu werden. Das Talent muß vermehrt, verwertet und weitergegeben werden. Die Pflicht aller Christen besteht darin, daß sie die heiligen Schätze ihres Glau-

bens jedem zur Verfügung stellen, der es wünscht, ganz gleich wer er sei und wo er lebe. Wir müssen immer bereit sein, den Dialog zu führen. In Christus gibt es keinen Unterschied zwischen Ost und West. Anspruch auf ein *Kennenlernen der orthodoxen Kirche* haben alle Kontinente, alle Nationen, alle Rassen, alle Völker, alle Konfessionen. Dies um so mehr, als wir in einer Zeit leben, in welcher die Völker innerhalb eines Tages Kontakt aufnehmen und sich leichter denn je begegnen können.

Dieses ökumenische Bewußtsein, dieses ökumenische Gewissen soll eine dringende Mission sein, in welche nicht nur die in der Fremde Weilenden, die Theologen und Priester eingeweiht werden, sondern auch diejenigen, welche die Bestimmung der Orthodoxie engstirnig und kurzsichtig zu betrachten pflegen. Die Letztgenannten vergessen dabei jene Eigenschaft der Kirche, welche der Heilige Irenäus wie folgt beschreibt: «Sie soll von einem Ende der Erde bis zum andern ausgedehnt werden.»

Das große Schisma zwischen Rom und Konstantinopel fand nicht auf einmal statt. Es gingen Auseinandersetzungen, Proteste, Verdächtigungen, Abweichungen und falsche Auslegungen voraus. So wie der Kranke sich nicht sofort ins Bett legt, sondern erst nach einer Reihe von krankhaften Symptomen, so entwickelten sich in menschlicher Hinsicht auch die Schwierigkeiten im Leib der Kirche erst nach und nach. Das unnachgiebige Verhalten des Kardinals Humbert, die Einmischungen des byzantinischen Hofes und vieler anderer Politiker machten die schon getrübe Atmosphäre noch dunkler. Es muß von den Kirchen anerkannt und zugegeben werden, daß Michael Kerularios, der Patriarch von Konstantinopel, alles unternahm, um eine Entspannung herbeizuführen. Die kalten Winde hatten aber ihr verderbliches Werk schon vollbracht. Im Jahre 1054 fand der offizielle Abbruch der Beziehungen zwischen den beiden Kirchen statt. Man hat sich gegenseitig anathematisiert. Es begann aber mit dem Anathema des ungeschickten Kardinals Humbert, das er auf dem Altar der Hagia Sofia hinterließ.

Was darauf folgte, ist traurig. Es fehlte das Vertrauen, die Liebe erkaltete, die Orthodoxen begannen, den Katholiken feindlich zu begegnen, und umgekehrt.

Nach dem Kontakt des Patriarchen von Konstantinopel mit dem Westen wird die Frage aufgeworfen, welches die Verantwortung der Orthodoxie den andern Kirchen gegenüber sei. Wenn heutzutage gemeinsame Interessen die Staaten zwingen, ihre Streitigkeiten aufzuheben und die große panhumane Familie vorzubereiten, wieviel mehr gilt dies für die Kirchen. Das beweist die Nachkriegsperiode mit ihrer Annäherungsbewegung in allen Richtungen. Um uns lie-

ben zu können, müssen wir einander vorher kennenlernen. Die Liebe und die Mitarbeit unter den Christen ist ein Postulat unserer Zeit. Gemeinsame Gefahren, wie der Atheismus, die Gleichgültigkeit der Christen, der Materialismus, die Armut, verlangen, daß wir vor allem auf das achten, was uns verbindet, anstatt auf das, was uns trennt. Die Theologie muß aufhören, polemisch zu sein. Sie soll der Liebe und der Versöhnung dienen.

Es ist übrigens unmöglich, daß wir allein und isoliert leben können, in uns verschlossen, indem wir ignorieren und ignoriert werden. Der Lauf der Dinge, die sozialen Umwälzungen, die Revolution in der Wissenschaft, der Materialismus, die Begierde, die gelichteten Reihen der Gläubigen verpflichten uns, den andern näherzukommen. Entweder werden wir die Welt vereint gewinnen, oder wir laufen Gefahr, alle zusammen verlorenzugehen. Das sind übrigens die Beweggründe der ökumenischen Bewegung: die Liebe und die aufrichtige Zusammenarbeit in Christus.

Dazu kommt, daß die Menschen heutzutage voneinander abhängig sind. Was hier geschieht, findet auch an einem andern Ort einen Widerhall. Noch mehr gilt dies für die Kirchen. Das mit bewundernswerten Beschlüssen und Entwürfen beendete Vatikanische Konzil eröffnet eine neue Periode, welche auch für uns Orthodoxe interessant ist. Alles, was dort mit großer Objektivität besprochen wurde, sind auch unsere eigenen brennenden und aktuellen Themen und Probleme. Die Kirchen dürfen sich nicht nur an die Vergangenheit erinnern, sondern sie sollen auch die Ansprüche der Gegenwart betrachten und in die Zukunft hinausblicken.

Die Römisch-Katholische Kirche beginnt, Selbstkritik zu üben. Sie stellt fest, was ihr fehlt, was krankhaft ist, was der Korrektur bedarf. Sie setzt sich mit allen Problemen auseinander. Und gerade weil diese Probleme von so großer Bedeutung sind, waren am Vatikanischen Konzil alle Konfessionen vertreten. Unter den Orthodoxen befanden sich als Beobachter 3 Vertreter des ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel, 3 des Patriarchats von Alexandrien, 3 von Moskau, 1 von Bulgarien, 2 von Serbien, wie auch Vertreter der Kopten, der Armenier und der Äthiopier. Gesamthaft waren es rund 100.

Die krankhaften Symptome in unserer Kirche und in unserem nationalen Leben verlangen ein Erwachen, ein Herauskommen aus dem tiefen Schlaf. Die Lage macht eine Zusammenarbeit von Kirche und Volk notwendig. In der ökumenischen Epoche, in welcher wir leben, sind gemeinsame Taten und Leistungen notwendig. – Eine Kluft trennt uns vom Volk. Unsere Predigten werden nicht verfolgt, sie bewegen niemanden. Unsere Kirchen ziehen nicht wie sie sollten.

Die Gründe dafür sind zahlreich. Das Übel aber nimmt dauernd größere Dimensionen an. Wir dürfen die kritischen Tage, in denen wir leben, nicht ignorieren. Ein wichtiger Beitrag des Vatikanischen Konzils ist die richtige Diagnose der kranken Welt und das Angebot der Liebe als Heilung, die Liebe in allen Richtungen, zum Nächsten und zum Entferntesten. Das hat der ökumenische Patriarch von Konstantinopel gepredigt, als er in Rom und Genf sprach. Liebe sogar für die Atheisten, für die Buddhisten, für die Muselmanen, für den Islam. Kein Anathema darf ausgesprochen werden, denn nur durch die Liebe können die Menschen in der Welt Freunde werden. Mit Sturheit werden wir den gleichgültigen Menschen noch mehr verhärten. Auf diese Art werden wir ihn nicht gewinnen, sondern ihn von uns entfernen.

Jede christliche Versammlung soll also Gott preisen für die großen Bemühungen des Vatikanischen Konzils, das sich der heutigen Zeit ebenbürtig erwies und Zeugnis für eine Änderung in Mentalität und Verhalten ablegte, so daß der Geist der Ökumenität und der Einsatz des Vatikans für die Nichtkatholiken und besonders für uns Orthodoxe spürbar wird. – Der Ökumenismus kann aber nicht einseitig zu einer dogmatischen Union gelangen. Von Anfang an wurde die offenbarte Wahrheit gespalten, gerade weil Kälte und Egoismus eindringen. Die Liebe wurde durch Individualismus ersetzt. Der Individualismus als Auflösungselement hat sich auch im Bereich des einheitlichen Glaubens, des Dogmas, ausgewirkt. Die Häresie, das Schisma, bedeuten das Fehlen der Liebe, der Einheit, des gemeinsamen Denkens und einer gemeinsamen Seele. – Daß die Einheit des Dogmas allein den Zerfall und alle Kirchendekadenz nicht frühzeitig verhindern konnte, zeigt sich auch in denjenigen Kirchen, in deren Schoß Gesetzeswidrigkeiten vorkamen, die schließlich zur Auflösung führten.

Zuerst muß ich zu lieben beginnen. Dann erst können die Streitigkeiten in bezug auf Dogma und Interpretation aufgehoben werden. Ohne die Liebe, mit chronischem Fanatismus und Voreingenommenheit wird die Verständigung nie zustande gebracht werden. Als einen Dialog der Liebe hat Seine Heiligkeit der Patriarch von Konstantinopel die erste Phase des Ökumenismus bezeichnet, und das mit Recht. Es ist eine Notwendigkeit, daß sich die Herzen öffnen, daß die langjährigen Leidenschaften ausgelöscht werden und daß die einen die andern kennenlernen. – Dieses Fehlen der Liebe war schwerwiegender als unsere Streitpunkte. Es verfälschte Ereignisse und schuf beiderseitig viele Märchen. Es verdrehte Gedanken, es unterstellte Absichten, es vergiftete Beziehungen. Und so wurde die

Kluft nicht nur nicht kleiner, sondern vergrößerte sich sogar im Laufe der Zeit. – Die Liebe gibt mir neue Augen, um die Geschichte zu sehen, um die Streitigkeiten zu sehen, um die Entfernungen zu sehen. Erst dann kann derjenige, welcher entfernt ist, in einen Nächsten umgewandelt werden.

Emilianòs Timiádis, Genf